Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Kaiser Friedrich II. der Hohenstauffe
Autor: Köhler, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748530

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KAISER FRIEDRICH II. DER HOHENSTAUFE

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Was so in sinnigen Worten Friedrich Rückert von Friedrich dem Rotbart singt, das hat im Munde des Volkes ursprünglich seinem Enkel, Kaiser Friedrich II., gegolten. Schon zu seinen Lebzeiten hat ihn die dichtende Sage mit ihrem Schimmer umwoben, uralte, in Ost-Rom ursprünglich entstandene, wundersame Mären und Weissagungen wurden wieder lebendig: er sollte der große Kaiser sein, der das Nahen des jüngsten Tages ankündete, er sollte weiter der Fürst sein, der das heilige Grab auf Golgatha lösen würde aus den Händen der Ungläubigen, und wiederum sollte er der Imperator sein, der in dem vom Volke lebhaft mitempfundenen Riesenkampfe zwischen Papsttum und Kaisertum die Ketten der Kurie sprengen und den freien deutschen Einheitsstaat aufrichten würde. Und als nun der Kaiser mitten im Ringen um diese Güter unerwartet starb, da hat das in Erregung hochgespannte Volk den Tod des erhofften und ersehnten Retters nicht glauben wollen; Hoffen und Sehnen blieb ihm über den Tod hinaus treu; bald hier, bald da tauchte die Kunde auf, er lebe, halte sich im Ätnaberge auf Sizilien, aus dem später der deutsche Kyffhäuserberg wird, verborgen, und müsse und werde wiederkommen zu seiner Zeit, des deutschen Reiches Herrlichkeit neu zu schaffen. Erst allmählich wird, lediglich durch Verwechslung, in der Geschichte der Kaisersage und Kaiserprophetie aus Friedrich II. Friedrich der Rotbart.

Ein schönes Bild, dieser Hohenstaufe, wie er im sinnenden Volke lebte, ein Bild, gemalt mit den vollen, sich plastisch herausarbeitenden Farben mittelalterlicher Glanzzeit, in dem Zauberkolorit staufischer

Romantik, die in ihren letzten Linien sich in schemenhafter Zukunft verliert! Eine andere Frage freilich ist es, ob dieses Bild des Nationalheros ein historisch getreues Bild des Hohenstaufen ist. *Der* Geschichtsforscher, welcher durch die Schaffung eines Quellenwerkes zur Geschichte Friedrichs II. überhaupt das erste historische Verständnis dieses Kaisers ermöglicht hat, Johann Friedrich Böhmer, hat genau entgegengesetzt dem Volksempfinden urteilen zu müssen geglaubt. Bei ihm keine Spur von Idealismus an dem Kaiser, nichts von Nationalgefühl, nichts von staufischem Ehrgefühl und Stolz auf die hohen Traditionen seines Hauses; nein, Trug, Tücke, Grausamkeit, Undankbarkeit, Untreue, dazu zügellose Sinnlichkeit, das sind die Kategorien, unter welchen Böhmer Friedrich II. schaut. Deutschland gegenüber hat er geradezu pflichtvergessen gehandelt, es preisgegeben dem Willkürwillen seiner Fürsten, nur um in Italien eigenen Herrschergelüsten nachgehen zu können. Und der Kampf mit der Kirche war wiederum bar jedes großen Zuges, kein Ringen zweier Prinzipien, sondern ein vom Zaune gebrochener, mit Heimtücke geführter Streit um die persönliche Herrschergewalt. Mit einem Worte: Egoismus ist der Schlüssel zum Verständis Friedrichs II., rücksichtslosester und schrankenlosester Wille zur Macht. Aber ist nun diese erste wissenschaftliche Beurteilung des Staufen durch Böhmer auch die letzte? Bleibt das Urteil, welches die Geschichtswissenschaft hier abzugeben hat, ein Verdammungsurteil? Oder soll doch schließlich wieder *vox populi vox dei* sein, des Volkes Stimme die Wahrheit wiedergeben? Oder wäre vielleicht gar noch ein drittes möglich? Beide, jener Historiker wie das Volk, haben im Affekt der Leidenschaft ihr Urteil abgegeben; das Volk *kann* nicht anders urteilen, der Historiker *sollte* es können. Nicht um zu hassen, aber auch nicht um zu lieben sind wir da, sondern um zu entwickeln, klarzulegen in ihrer Folge die Gesinnungen und Handlungen, und dann nach dieser Sektion gleichsam den anatomischen Befund zusammenzufassen. Dass dieser sich ohne Komplikationen in *ein* Schlagwort zusammenpressen ließe, wie Böhmer das versucht hat, ist von vorneherein nicht zu erwarten bei einer Persönlichkeit, die viel zu reich ist, um sich in solch enge Fessel schlagen zu lassen. So ist die entwicklungsgeschichtliche Methode die historische Methode.

I.

Am Stephanstage, dem 26. Dezember 1194, wurde Friedrich II. zu Jesi in der Mark Ancona geboren; Roger und Friedrich nannte man ihn, nach den beiden Großvätern; eine tiefe Symbolik sollte in den beiden Namen liegen: der Glanz und ideale Schwung Friedrich Barbarossas sollte sich mit dem staatsmännischen Verwaltungstalent Rogers von Sizilien einen, und er, der Kaiser der Deutschen und König von Sizilien gleichzeitig sein würde, sollte des Vaters, Heinrichs VI., Machtstellung wohl noch übertreffen. So wohlberechtigt diese Hoffnungen waren, so schnell sind sie zunichte geworden, und die Verbindung Deutschland-Sizilien hat nicht sein Glück begründet, sondern die Tragik seines Lebens. Zwar besaß Friedrich schon als Knabe von dreiundeinhalb Jahren die römische, als Anwartschaft auf die deutsche, und die sizilische Krone, aber als er diese erhielt, war sein Vater bereits tot, und die Mutter, Konstanze, folgte ihm bald nach. Das Glück einer sonnigen Kindheit hat Friedrich II. nie gekannt, Politik und Intrigenspiel von allen Seiten umgaben den Knaben; nach des Vaters Tode entbrennt in Deutschland der Thronkrieg zwischen Staufen und Welfen, der Braunschweiger Otto IV. ringt mit Heinrichs VI. jüngstem Brüder, Philipp von Schwaben; der aber, der die Anwartschaft auf die deutsche Krone trug, Friedrich II., kam überhaupt nicht in Frage. Mit der anderen Krone stand es nicht viel besser; auch hier erhoben nach Heinrichs VI. Tode die Großen ihr Haupt, und um überhaupt den drohenden Ruin aufhalten zu können, sah die Kaiserin-Witwe sich genötigt, den Papst, Innocenz III., zum Vormund ihres Sohnes zu bestellen, unter harten Bedingungen, die den gekrönten König zum Lehensmanne des Papstes herabdrückten — wie ein Spott klangen jetzt die Namen Roger und Friedrich! Und wenn es wenigstens dem Vormund, der es in seiner Art wirklich gut gemeint hat, gelungen wäre, dem Mündel das Lehen ungefährdet zu erhalten! So aber wurde es hineingerissen in den Strudel politischer Parteikämpfe, und immer war es der königliche Knabe, um dessen Besitz die Gegner stritten, um selbstsüchtig Kapital aus ihm zu schlagen. Bald war es ein Deutscher, bald ein Sizilianer, dem er in die Hände fiel, und hin- und hergeworfen hatte Friedrich zeitweilig nicht einmal sein täg-

liches Brot, und musste sich von reichen Bürgern in Palermo, die abwechselnd Woche um Woche oder auch Monat um Monat für ihn eintraten, ernähren lassen.

Was aber mochte ein Knabe, zum Spielball politischer Selbstsucht gemacht, aus diesem Intrigenspiele lernen? Besaß er die Beobachtungsgabe eines frühreifen Kinderverstandes — und Friedrich II. hat sie besessen — dann doch nur dies: dass List und Trug die irdischen Machtmittel seien, dass der am weitesten komme, der am rücksichtslosesten mit brutaler Roheit sein Ziel selbstsüchtig verfolge. Und wiederum: wenn jeder, der sich ihm näherte, nur bemüht war, aus seiner Hilflosigkeit Nutzen zu ziehen, so ergab sich daraus die einfache Lehre, dass niemandem zu trauen das Sicherste sei. Wen niemand liebt, in uneigennütziger Liebe, der wird auch selbst nicht lieben können — ich wüsste niemanden zu nennen, der ihm wie ein Freund dem Freunde nahestand, auch Hermann von Salza nicht, der Deutschordensmeister, der treueste seiner spätern Getreuen. Und endlich: um wen drehte sich denn das Raffen und Reißen der Parteien? War er es nicht immer, der königliche Knabe, der im Mittelpunkte stand? Und hieß das nicht, dass seine Person einen *Wert* repräsentierte, hohen Wert sogar, den einer Königs- oder gar einer Kaiserkrone? Und musste das nicht sein Selbstbewusstsein in hohem Grade steigern? Dem Erben zweier Kronen galt ja die Jagd um seinen Besitz! Er war, in dem mystisch-mittelalterlichen Schimmer, als der Gekrönte der Gottgesalbte, an dem kraft göttlichen Willens Weihe und Würde haftete. Und wenn dieses Bewusstsein seines Wertes in ihm lebendig wurde, musste dann nicht auch das Verlangen in ihm wach werden, nun wirklich *Herrscher* zu *sein*, den feilen Tross der Großen zu zerschmettern und das Joch seines Imperatorenwillens seinem Lande aufzuzwingen? Wir wissen — dank einem jüngst aufgefundenen Briefe — dass den Knaben Friedrich tatsächlich solche Gedanken bewegten. Er konnte knirschen mit den Zähnen über sein Geschick, weinen in ohnmächtiger Wut, die Kleider zerreißen und die Nägel tief in sein Fleisch eingraben, wohl auch die Faust erheben zum Schlage gegen seine Bedränger. Er wusste, dass er ein Königskind war, und selbst ein König; von königlicher Würde, von der Miene und gebieterischen Majestät des Herrschers spricht der Augenzeuge, der den Knaben gesehen hat.

Wer Friedrich II. verurteilen will um seiner Tücke, Arglist und maßlosen Selbstsucht willen — und besessen hat er das eine wie das andere, das ist nicht zu leugnen — der vergisst, dass, wenn anders in der Jugend die Grundlage des Charakters gelegt wird, aus *dieser* Jugend, in die auch nicht ein Strahl wärmender Liebe hineindrang, ein Mann der Selbstsucht und Hinterlist hervorgehen *musste*. Eher wird man sich darüber wundern dürfen, dass Friedrich II. dennoch nicht untergesunken ist im Gemeinen, sondern sich emporgerungen hat zu einer Größe und Höhe, die Bewunderung verdient.

II.

Während der Knabe Friedrich in Sizilien seine dornenvolle Jugend durchlebte, fand im Reiche das Ringen der Staufen und Welfen ein Ende. Nahe dem Siege fiel der Staufe Philipp durch Mörderhand, Otto von Braunschweig war unumstrittener Alleinherrscher und wurde am 4. Oktober 1209 als Otto IV. feierlich in Rom von Innocenz III. zum Kaiser gekrönt. Der Kampf um das Erbe Heinrichs VI. schien beendet, dem Sohne Sizilien, dem Welfen Deutschland zugefallen zu sein. Aber es *schien* nur so: Friedrich II., sechzehnjährig und seit kurzem mündig, war nicht gewillt, so ohne weiteres auf das staufische Erbe zu verzichten; der neue Kaiser wiederum konnte diesen Anspruch nicht dulden, ja, angereizt durch einen feilen Höfling, Dipold von Acerra, strebt er darnach, den unbequemen Staufenjüngling auch aus Sizilien hinauszudrängen, die päpstliche Lehenshoheit zu stürzen und wie zu Heinrichs VI. Zeiten die Personalunion Deutschland-Sizilien wieder herzustellen. Und das Glück schien dem Kaiser hold. Ungeachtet des päpstlichen Bannes rückt er mit seinen Truppen in Sizilien vor, nur ein paar Städte noch sind in des Staufen Händen, alle Welt glaubt Friedrichs Sache verloren — da, im Momente der höchsten Gefahr, rettet ihn der Papst, Innocenz III. Er, der durch des Kaisers Erfolg in Unteritalien und Sizilien selbst schwer bedroht war — Versprechungen, die der Kaiser ihm gab, hatte er nicht gehalten — proklamiert jetzt Friedrich zum deutschen Könige, wirft die Brandfackel des Fürsten- und Bürgerkrieges ins Reich, wo allenthalben die staufische Partei ihr Haupt erhebt, und zwingt den Kaiser zum Rückzug aus Italien — Friedrichs

Schicksal hatte sich gewendet. Freilich, gewendet um schweren Preis: von Papstes Gnaden war er deutscher König, und umsonst gibt die Kurie ihre Dienste nie — es war nicht Unrecht, wenn damals spöttelnd Walther von der Vogelweide sang:

> Ahi, wie christenlîche der Bâbest unser lachet,
> Swenne er sînen Welschen seit: wie ers hie habe gemachet . . .

Als dann das „Kind von Apulien“ wie man ihn fast mitleidig nannte, in rasch wachsender Popularität von Erfolg zu Erfolg schritt, über die Alpen hinüber zum erstenmal nach Deutschland kam, da erfolgte, noch ehe der Gegner völlig am Boden lag, die große Abrechnung mit der Kirche: alle die Ansprüche, welche die Kirche an italiänischen Besitzungen zu haben vermeinte, einschließlich der Lehenshoheit über Sizilien, wurden ihr bestätigt, und die Krone verzichtete auf jeden Einfluss bei den kirchlichen Wahlen — der letzte Rest staatlicher Hoheit, der aus den schweren Kämpfen zu Heinrichs IV. Zeit noch gerettet war, schwand dahin; die Kirche setzte ihre geistlichen Territorialfürsten selbst ein. Will man Friedrichs Handlungsweise verstehen, die bei diesem vom Imperatorenbewusstsein durchdrungenen Herrscher zunächst befremden dürfte, so muss man sie im Zusammenhang mit jener großen Entscheidung betrachten, vor die er sich gestellt sah, als bald darauf sein Gegner Otto, niedergeworfen, vom Schauplatz abtrat. Jetzt war Friedrich, die frisch erstrittene Königskrone auf dem Haupte, der unumstrittene Herr in Deutschland, jetzt aber auch stellte sich ihm die Frage: wo sollte der Schwerpunkt seiner Politik liegen, in Deutschland oder Sizilien? König war er über beide Länder, und doch konnte nur *eines* von ihm wirklich *regiert* werden. Und nun sehen wir Friedrich gleichsam wie den griechischen Göttervater die Schicksalswage halten und wägen, in welche Schale er das Gewicht seiner Persönlichkeit hineinwerfen will. Nach Deutschland zog ihn die hohe Tradition des staufischen Hauses, des Großvaters glänzende Stellung, des Vaters, den man den „Hammer der Erde“ genannt hatte, weltimponierende Position. Gewiss, das alles *konnte* er auch wiederum erreichen und mit neuem Siegesgolde den matt gewordenen Staufenschild verbrämen. Aber wie stark musste betont werden: er *konnte* es erreichen! Es *konnte* aber auch ganz anders kommen! War denn seines Vaters genialer Plan eines Erbkönigtums, der dem Gebäude der Auto-

kratie den Schlussstein aufsetzen sollte, nicht gescheitert am Widerstand der Fürsten? Und war die fürstliche Territorialmacht, die nach Dezentralisierung der Reichsgewalt strebte, nicht in dem Kriege zwischen Staufe und Welfe neuerdings gewachsen? Nicht um einen neuen Herrscher über sich zu haben hatten die Fürsten Friedrich emporgehoben, sondern um den alten los zu werden. Und wie konnte denn Friedrich sich ihnen entgegenstellen? Er war auf die Fürstenhilfe angewiesen, wollte er nicht ein Abenteurer bleiben, den der nächste politische Windwechsel wieder hinweggblies. Vielleicht hätte er auf die jung aber kräftig emporstrebenden Städte sich stützen können; die Opposition gegen die fürstliche Territorialmacht hätte beide geeint, aber auch in diesem Falle wären schwerste politische Verwicklungen, der Bürgerkrieg im Reiche die Folge gewesen, und das Ende war doch wiederum der Feudalstaat, wenn auch in modifizierter Form. Den Feudalstaat beseitigen, hieß die gesamte verfassungsgeschichtliche Entwicklung auf den Kopf stellen — ein Riesenunternehmen, fast eine Sisyphusarbeit, die den König aller Voraussicht nach zeitlebens an die deutsche Scholle gebunden haben würde. In dem Augenblick, da Friedrich den Fürsten — und die weltlichen wurden ähnlich bedacht wie die geistlichen — ihre Privilegien geben musste, um sich überhaupt halten zu können, war die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des staufischen Kaisertums im alten Sinne nahezu verwirkt.

Wie ganz anderes hatte dem gegenüber Sizilien zu bieten, *sein* Sizilien, das Land seiner Jugend, an dem er, mochte sie auch noch so herb gewesen sein, mit ganzer Seele hing, dieses schöne Land, das schon er mit dem Auge des Künstlers anzuschauen verstand, mit seinen Zauberpalästen und üppigen Lustgärten, die wie „ein Band um den Hals einer Schönen" — so schreibt ein mohammedanischer Reisender — sich um die Städte gruppierten. „Der Gott der Juden", so soll Friedrich in Palästina gesagt haben, „würde das Land, das er seinem Volke gab, unmöglich so haben preisen können als das Land, darinnen Milch und Honig fließt, wenn er Sizilien gekannt hätte." Aber dieses ästhetische Interesse würde nicht den Ausschlag gegeben haben, wenn nicht das politische hinzukam. Gewiss, auch dieses Land war von Parteien zerrissen, der Anarchie nahe, aber einmal wusste

Friedrich dank der harten Schule seiner Jugend, wie diese Geister zu bannen waren, und dann war ein sizilischer Adeliger doch noch lange kein deutscher Territorialfürst. Sizilien ließ sich zwingen, und dann konnte dieses reiche Land die feste Basis, den unerschütterlichen Rückhalt bieten für eine universale Politik, sei es nun nach dem Osten hin in Wiederaufnahme der großen Mittelmeerpolitik, zu der Sizilien dank seiner Lage der Schlüssel war, sei es nach dem Norden und Westen. Hier taten sich Ziele auf, weit umfassender und doch allem Ermessen nach weit sicherer als die in Deutschland möglichen. Hier konnte er — und dieses persönliche Moment ist gewiss nicht gering anzuschlagen — sein Imperatorenideal verwirklichen, ohne im beständigen Ringen mit ständischer Opposition seine Kraft zerreiben zu müssen.

So fiel denn die Entscheidung für Sizilien. Ist es mir gelungen, sie verständlich zu machen, so bin ich zugleich des Nachweises enthoben, dass dem Staufenfürsten aus der Preisgabe Deutschlands ein Vorwurf nicht gemacht werden kann. Es darf nicht einmal gesagt werden: alles verstehen heißt alles verzeihen; hier *ist* nichts zu verzeihen, wo die nüchterne realpolitische Erwägung sprach; mit Idealismus lässt sich nun einmal nicht Politik treiben. Auch das darf man dem Staufen nicht vorhalten, er habe dem *Rufe* der deutschen Fürsten überhaupt nicht Folge leisten dürfen, wenn er die *Pflichten* des deutschen Herrschers zu übernehmen nicht willens war; er *musste* dem Rufe folgen, denn sonst war seine Sache Otto IV. gegenüber verloren. Dass der Erbe Siziliens zugleich der deutsche Kronprätendent war, das ist Deutschland verhängnisvoll geworden, aber diese Konstellation hat Friedrich nicht geschaffen, sondern vorgefunden — ich würde es nicht wagen, hier von Pflichtverletzung zu reden. Und wenn nun Friedrich in der Folgezeit es bei den der Not abgerungenen Fürstenprivilegien nicht bewenden ließ, vielmehr allenthalben, selbst entgegengesetzt der Politik seines Sohnes Heinrich, der ihn unter Vormundschaft des Kölner Erzbischofs Engelbert und später selbständig in Deutschland vertrat, die Fürsteninteressen direkt förderte, so ist auch das nur Konsequenz aus jener Entscheidung. War einmal der Verzicht auf das deutsche *Imperium* ausgesprochen, so ließen sich deutsche Hilfskräfte — und die brauchte Friedrich für seine sizilisch-orientalische Politik — *nur* mobil machen durch die

Fürsten. Eines zog das andere nach sich. Man wird den Verfall der Zentralgewalt des Reiches und das Hochkommen des Territorialismus beklagen, aber man sollte nicht — zum mindesten nicht ihn *allein* — Friedrich II. dafür verantwortlich machen. Fürsten werden mehr als andere Sterbliche von Verhältnissen, über die sie nicht Herr sind, getrieben. Das treibende Verhängnis im vorliegenden Falle war die Union Deutschland-Sizilien.

III.

So kehrte denn der Staufe, Deutschland, das er nur noch einmal flüchtig wiedersehen sollte, verlassend, nach Sizilien zurück. Sizilien ließ sich zwingen, war seine Reflexion gewesen, und Sizilien *wurde* gezwungen. Sein Meisterstück hat Friedrich hier geliefert. Und wissen wir auch jetzt, dass seine sizilische Schöpfung nicht Originalwerk im strengen Sinne des Wortes war, dass der Großvater Roger und andere der Fürsten aus Tancreds Geschlecht erhebliche Vorarbeit geleistet haben, die Bewunderung bleibt vor der Leistung, die allenthalben abgerissenen Fäden neu geknüpft, das von der Revolution zerwühlte Land einer Wiedergeburt entgegengeführt, es binnen weniger Jahren in einen Musterstaat umgewandelt zu haben. Die alten Fraktionen wurden niedergeworfen, an die Stelle der Willkür und Zuchtlosigkeit traten das Recht und die Ordnung, ein neues Gesetzbuch, die Assisen von Capua, band die Vergabung von Besitz an den Willen der Krone, wehrte der Anhäufung von Grund und Boden in der toten Hand und setzte die wirtschaftliche Ausnutzung der Leistungsfähigkeit des Landes an ihre Stelle. Mit voller Schaffensfreudigkeit stürzt sich der junge Herrscher in das Chaos hinein, das er vorfindet, besiedelt die zahlreichen in den Kämpfen verödeten Striche der Insel mit Kolonisten, errichtet als Wächter der Krone allenthalben Burgen und Festungen, fegt die unruhstiftenden Mohammedaner aus dem Lande und umspannt alsdann das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben mit seinen Gesetzen, deren berühmtestes die Konstitutionen von Melfi sind. Wir kennen ihre Entstehung: Aus jeder Provinz wurden vier bejahrte Männer an den Hof gezogen, Bericht zu erstatten über altes Königs- und Gewohnheitsrecht ihrer Heimat, und nun wurde, immer unter persönlicher Leitung des Königs,

gesammelt und gesichtet, bis das Recht, kodifiziert, den Ständen vorgelegt und feierlich publiziert wurde. Es war im wesentlichen Verwaltungsrecht, eine Verfassungsurkunde der Bureaukratie, die bis ins kleinste hinein die Kompetenz der einzelnen Staatsbeamten abgrenzte, und doch auch wieder die Notwendigkeit ihres Ineinandergreifens darlegte, wenn anders die Staatsmaschine exakt arbeiten sollte.

Dem Verwaltungsrecht zur Seite ging eine gewaltige Finanzreform. Die Immunitäten wurden eingeschränkt, die dauernde Vermehrung der Einnahmen wurde gesichert durch ein ausgedehntes System von Abgaben und durch die Einführung von Monopolen. Ein hoher Zolltarif regelte die Einfuhr wie die Ausfuhr. Überall in den größeren Grenz- und Hafenorten befanden sich königliche Zollspeicher, in denen sämtliche Waren für Ein- und Ausfuhr gestapelt werden mussten gegen hohes Lagergeld — kein Wunder, dass das Leben auf Sizilien teuer wurde! Der Großkaufmann durfte sein Getreide erst dann auf den auswärtigen Handelsmarkt werfen, wenn die Vorräte der Krone geräumt waren — eine indirekte Monopolisierung des Getreidehandels; denn gegen diese staatliche Konkurrenz kam der Privathandel nicht auf, zumal die königliche Marine bei niedrigsten Frachtsätzen die Verschiffung übernahm. Schließlich kaufte der Staat das Getreide der privaten Händler auf zu billigstem Preise — die Preisregulierung lag ja in seiner Hand — und setzte es im Auslande zum Höchstpreise ab. Der Gewinn, den auf diese Weise der Fiskus erzielte, hat bei einer einzigen Verfrachtung nach Tunis über eine Million Mark betragen. Der Handel mit Salz, Eisen, Kupfer, Hanf, roher Seide und der Betrieb der Färbereien wurde monopolisiert, und der Verkaufspreis des fiskalischen Salzes zum Beispiel wurde für den Engrosverkehr auf das vierfache, für den Kleinverkehr auf das sechsfache des Ankaufspreises bestimmt — kein Wunder, dass gewaltige Summen in die königlichen Kassen flossen! Sizilien ist die Finanzbasis für Friedrichs II. große Politik geworden. Das gesamte Erwerbswesen und die ganze Lebenshaltung seiner Untertanen auf allen Stufen der Gesellschaft umklammerte dieses Finanzsystem.

Aber des Staufen Regiment war durchaus nicht *nur* ein Steuerregiment. Alles und jedes sollte Daseinsberechtigung und Wir-

kungskreis von der Krone empfangen, Recht und Sitte nicht weniger, wie selbst die Unsitte — so wird man es im Bewusstsein jener Zeit nennen müssen — der Unzucht. Neben den Konstitutionen von Melfi stehen Verfügungen über die Frauenhäuser, oder gar über die Tracht, welche die damals verfehmten Juden zu tragen hatten. Besonderes königliches Interesse galt dem Unterrichtswesen: ein feierlicher Erlass vom 5. Juni 1224 kündete die Gründung einer neuen Hochschule an. Als „Quelle des Wissens und Pflanzschule der Gelehrsamkeit" sollte sie im lieblichen Neapel entstehen, und wen da hungerte und dürstete nach Gelehrsamkeit, für den sprang in Neapel der frische Born der Wissenschaft. Durch gute, billige Wohnungen, Herabsetzung der Lebensmittelpreise, ja selbst durch Privilegierung des Leih- und Borgverkehrs suchte Friedrich die Hochschule mit Studenten zu bevölkern, seine Sizilianer waren gezwungen, nur in Neapel zu studieren. Den aber, auf dessen Mitwirkung man sonst bei Gründung hoher Schulen Rücksicht zu nehmen pflegte, den Papst, fragte Friedrich nicht um seine Meinung und gestattete ihm nicht das mindeste Recht auf seine Schöpfung: die Hochschule von Neapel ist *Staatsuniversität* gewesen.

So steht der neu errichtete sizilische Staat vor uns als ein Werk aus *einem* Gusse, geschmiedet mit zielbewusster Energie. Friedrich selbst war die Seele dieser Schöpfung, allwöchentlich dreimal traten die Minister zur Audienz bei ihm ein, Vortrag zu halten oder die königlichen Befehle zu empfangen. Denn des Königs Wille war oberstes Gesetz auf Sizilien. Er, der in Deutschland, weil die politische Klugheit solches forderte, die Feudalherrschaft privilegierte, zerschlug sie hier auf Sizilien, wo er die Macht hatte, trotzdem er *formell* die Lehenshoheit des Papstes bestehen ließ, in Trümmer und stabilierte die *absolute Monarchie.* Goldmünzen in feiner Ziselierung, den kaiserlichen Adler auf der einen Seite tragend, auf der anderen die Büste Friedrichs in der Tracht römischer Imperatoren, zeigten sichtbarlich jedermann, dass nur *Einer* der Herr sei auf der Insel. Hier in Sizilien war es Friedrich gelungen, die nach Dezentralisierung strebende Entwicklung nicht nur aufzuhalten, sondern umzustürzen. Und damit zersprengt das sizilische Staatswesen den mittelalterlichen Rahmen und tritt frei heraus als eine moderne Schöpfung: der Staat der

Aufklärung im dreizehnten Jahrhundert, das ist Friedrichs Sizilien. Aber es ist nicht der Staat Friedrichs des Großen, der der erste Diener seines Staates sein wollte — was dienen heiße, hat Friedrich II. nie gewusst — vielmehr der Staat Ludwigs XIV. Für beide Herrscher waren sie selbst der Staat, nicht unter, sondern über dem Gesetze standen sie, das lebende Gesetz auf Erden hat man den Staufen genannt, und die Untertanen waren die Marionetten, die der königliche Regisseur an seinem Faden hin und her lenkte. Gewiss erscheint dem gegenwärtigen Bewusstsein dieser schrankenlose Absolutismus brutal, aber man wird doch sagen dürfen, dass die harte Schule der Tyrannei den Völkern gut getan hat, um ihnen den Respekt vor der Hoheit des Staates beizubringen, und einen Zug von Großartigkeit in dieser Personifizierung des Willens zur Macht wird unbefangene Beobachtung nicht verkennen. Hier in Sizilien hat Friedrich gezeigt, was er als Staatsschmied leisten konnte, und andeuten möchte ich wenigstens angesichts dieser Leistung die Perspektive, was er in Deutschland hätte leisten können, wenn es ihm nicht beschieden gewesen wäre, als Süditaliäner geboren zu werden.

(Schluss folgt.)

ZÜRICH W. KÖHLER

□□□

SCHWEIZERISCHE MALEREIEN AUS DER KAROLINGERZEIT

Vor einigen Jahren haben Josef Zemp und Robert Durrer das Kloster Münster an der äußersten Ostmark unseres Landes durchsucht und dabei eine Reihe sehr wissenswerter Entdeckungen gemacht, die sie in den Lieferungen der „Kunstdenkmäler der Schweiz“ veröffentlichten. Diese umfangreiche und mit seltenem Geschmack ausgestattete Arbeit hat nun vor kurzem ihren Abschluss gefunden[1]) und da sie sich weder als eine trockene Folge

[1]) *Das Kloster St. Jobann zu Münster in Graubünden* von *Josef Zemp*, unter Mitwirkung von *Robert Durrer*. Kunstdenkmäler der Schweiz. Neue Folge 1906, 1908, 1910. Genf, Verlag von Atar A.-G. Groß-Folio, 115 Seiten, 62 Tafeln.